

Simon Vestdijk

Der Kellner und die Lebenden

De Bezige Bij, Amsterdam 1949

Seite 1-15

Aus dem Niederländischen von Birgit Erdmann

1. Zwölf in einem Reisebus

Dem Fußballverein, bei dem sie bis spät am Abend einer Vorstandssitzung beigewohnt hatten, waren Tjalko Schokking und Henk Veenstra wohl irgendwie entwachsen. Doch in dem Wunsch, sich als einstige Stars zu brüsten, ließen sie selten eine Versammlung aus und tranken mehr als die übrigen Vorstandsmitglieder, auch jene, die nicht im Training waren. Solange die Gicht die Knochen nicht anfraß, war man noch da, war man noch Fußballer unter Fußballern, wenn auch nur als ehrwürdige Kenner des Clubs. Veenstra verfolgte dabei ein berufliches Interesse: Es war schön, noch vor dem Sportredakteur zu wissen, wie die Mannschaftsaufstellung aussah. Aber ein albernes Gefühl beschlich sie an diesen Abenden doch immer wieder, wenn sie als etwas ältere Intellektuelle Zwanzigjährige anschreien mussten, um ihre eigene, weithin berühmte Vergangenheit im Rauch und Bierdunst aufrecht zu erhalten, – so war das einmal: Der lange Tjalko Schokking flankt den Ball an den wendigen Henk Veenstra, – Veenstra schießt, – und der blonde Torwart des Gegners greift ins Leere ... so in etwa stand es in alten vergilbten Zeitungen, im literarisch noch wenig gewählten Sportjargon jener primitiven Vorzeiten, – ungefähr so schnell verging der strahlende Ruhm junger Muskeln und Gelenke.

Am Nachmittag noch hatten lang gezogene weiße Wolken wie ausgefranste Schwertfisch-Schwerter den sommerlichen Himmel durchsegelt. Nun wehte ein herbstlicher Nachtwind, der die verschwitzten Achseln unter den Mänteln schauderspendend trocknete; und zwischen den Wolken schweifte ein einzelner winterlich funkelnder Stern. Es war einer jener gezeitenreichen Tage gewesen, voll kosmischer Aktivität, der nach einem Kentern scheinbar Erneuerung verheißt, und der es schließlich doch nicht weiterbringt als zur Vorstandssitzung eines Fußballvereins, dem man sich entwachsen fühlte. Als sie um die Ecke zum hohen Appartementhaus bogen, in dem sie gemeinsam mit Schokkings Mutter eine Etage bewohnten, flatterten ihre Jacken, als wollten sie flügelnd Veränderung bringen. Sie schwiegen schon einige Minuten, – und was wäre ein Gespräch zwischen diesen beiden Dreißigjährigen wert gewesen, die trotz eines geistigen Niveaus, das an jenes älterer Studenten erinnern könnte, noch an dem grünen Feld hingen wie kleine Jungs, die gerade ihr soeben erobertes Terrain, den quadratischen Laufstall, hinter sich gelassen hatten? – sie schwiegen, als müsste die Erneuerung doch noch kommen, als würde noch etwas geschehen, etwas im Himmel oder über die Erde hinweg, etwas aus den eigenartigen Wolken heraus, oder

mit einem Wirbelwind über dem Straßenpflaster, in dessen Frische der Fluss seine Nähe verriet. Aber es geschah nichts.

Es geschah nichts anderes, nur ein Mietauto überholte sie und hielt kurz darauf vor dem Appartementhaus. Mehr zur Straße hin, im Schatten, parkte ein zweiter, viel größerer Wagen. Der Mann, der aus dem Taxi stieg, musste den Kopf einziehen, um sich nicht zu stoßen. Mit großen, federnden Schritten lief er zum Haus, gehüllt in einen dicken Mantel, barhäutig. Als er in die Richtung der beiden Männer blickte, legte Veenstra zögernd die Hand an den Hut.

„Nicht grüßen“, sagte Tjalko Schokking mit der ruhigen, gelangweilten Brummstimme von jemandem, der zum hundertsten Mal denselben Fauxpas miterleben musste.

„Der Erfolg ist ihm sicher zu Kopf gestiegen“, sagte der andere und passte sich unwillkürlich in seiner Kritik an die abweisende Haltung seines Freundes an. „Saß dieser Junge wieder im Auto? Ich weiß nur, er heißt Leo und hat Pickel im Gesicht. Im Haus war er noch nie, glaube ich.“

Schokking gönnte dem wegfahrenden Auto keinen Blick. Sie hatten das Appartementhaus beinahe erreicht. Aus der Haustür strömte das grelle, hotelartige Lampenlicht, das dem Eingang zu acht Etagen, von denen die beiden untersten an einen Zahnarzt vermietet waren, einigermaßen würdig war. – „Er kennt dich nur, wenn er dir auf der Treppe begegnet. Dann zeigt er sich als sehr höflich. Draußen aber gibt er sich unnahbar. Ich verstehe nicht, warum Ma für ihn schwärmt.“

„Pa, Ma, ich bin freigesprochen“, sagte Veenstra affektiert. „So was dreistes! In einer Kneipe, ich habe es dir früher schon einmal erzählt ...“

„Ma schwärmt für ihn. Ich habe ihn nie spielen sehen, ich mag diese Sorte nicht. Sie weiß natürlich nichts von seinem ... von Leo und so.“

„Aber ein beachtliches Comeback, nach so vielen Jahren. Ich kenne hier keinen Schauspieler“, – Veenstra sprach, als würde er wie beiläufig eine Parallele zu den Schauspielern in Paris und New York ziehen, – „den ich ihm vorziehen würde. Wenn man ihn besser kennt, scheint er halb so schlimm zu sein. Ich kenne jemanden, der mit ihm im selben Tennisclub war. Er soll beim Spiel wie verrückt herumtänzeln ...“

„Konnte er die Finger von ihm lassen?“

„Aber ja, every inch a gentleman. Es war übrigens ein Mädchen. Aber stell dir nur vor: ‘Pa, Ma, ich bin freigesprochen!’ In einer brechend vollen Kneipe, er war damals noch sehr, sehr jung, aber in einer brechend vollen Kneipe. Alle konnten es hören, ich glaube, sie haben anschließend auch noch gefeiert, den Alten schien es völlig egal zu sein. ‘Pa, Ma, ich bin ...’“

„Warte mal.“

Schokking hielt Veenstra am Arm fest. Der Eingangsbereich war nun zum größten Teil einsehbar, und das elektrische Licht beleuchtete die vornehmen, noch kaum abgetretenen Kiesel, rot und blau und grau und marmoriert durchsetzt, wie ein weit verstreutes, weiß durchschossenes Puzzle. Gesäumt wurde es von sich gastlich öffnenden roten Steinmäuerchen, eine trichterförmige Auffahrt zum Appartementhaus. Auf diesen Mäuerchen das Fahlot von nahezu verblühten Geranien. In der Haustür stand der Mann, über den sie gesprochen hatten, er redete mit zwei Polizisten.

„Hat er wieder Mist gebaut?“, flüsterte Veenstra, nun seinerseits Schokking aufhaltend, der anscheinend weitergehen wollte. „Pa, Ma, ich bin freigesprochen: Das kann er heute nicht mehr sagen, er ist schon über fünfzig. Sag mal, lass uns kurz warten, es ist verdammt indiskret ...“

„Unsinn.“ – Schokking warf den Kopf in den Nacken und schoss vorwärts. Im Gehen drehte er sich um. – „Dann muss er eben grüßen. Der kann mir viel erzählen! Er ist nicht Gott oder Titus Andronicus!“

„Titus Andronicus ...“ – Schmunzelnd beeilte sich Veenstra, den anderen einzuholen. Immerhin war er Journalist mit einem Freibrief für Indiskretion in jeder Form; außerdem war er ein gar nicht schlechter Conférencier eines Amateurkabarets, berühmt für seine als verlegene Tollpatschigkeit getarnte Unverschämtheit, aber Schokking hatte ihn mit etwas angesteckt, das er zunächst für Sorge gehalten hatte, um den Schauspieler zu kränken; nicht umsonst hatte Tjalko früher immer als Mittelstürmer gespielt, der die Bälle verteilte und die Durchbrüche forcierte. Veenstras eigenartig ebenmäßiges Schimpansengesicht – umso eigenartiger, weil es so rot war wie die Sitzhocker anderer Affen – mit Nase und Mund, die so weit auseinander lagen, dass die Lippen, obwohl dünn und straff gezogen, durch ihren hervorstechenden Stand das typische Affenheimweh nach Mutterwärme und Neuigkeiten ausdrückten, wurde durch das Außenlicht hell beleuchtet; er watschelte etwas beim Gehen,

während Schokking, die gebieterische Hakennase in der Luft, die drei Steinstufen in sportlicher Geradlinigkeit auf einmal nahm, direkt auf das Ziel zu: die Haustür, das von Gewohnheit und trägen Handgriffen geheiligte, hölzern glänzende braune Türschild. Die Tür war noch geschlossen und von den beiden Polizisten, die das Sturmband unter dem Kinn trugen, kaum versperrt, und die es unter ihrer Würde fanden, auf die Proteste des Schauspielers einzugehen. Dieser verstummte abrupt, als sich seine beiden Nachbarn näherten. Er stand den Polizisten als ein freier Mann gegenüber, nicht als aufgeschreckter Verbrecher. Schokking sagte „Guten Abend“ und wollte aufschließen. Einer der Polizisten hielt ihn mit einer kurzen Geste davon ab.

„Was hat das zu bedeuten?“, fragte er mit hoher Stimme, sehr unangenehm berührt in seiner sportlichen Stimmung.

„Die Herren sind vermutlich besoffen“, sagte der Schauspieler mit hellem Gurgeln, absichtlich etwas vulgär: in dem Ton, mit dem große Künstler auf der Bühne zu unbedeutenderen Kollegen sprechen, um sich zu verbrüdern.

„Wer? Wir?“, fragte Schokking.

Es war als Scherz gemeint, für Veenstra, der verlegen grinsend hinter ihm stand. Zur Abrundung des Scherzes wandte er sich noch einmal an den Schauspieler, legte den Kopf langsam ruckend zur Seite, prüfend wie ein schelmischer und leicht weibischer Fotograf bei dem Versuch, aus dem spröden Gesicht eines Kunden noch etwas herauszuholen. Der Schauspieler starrte hochmütig an ihm vorbei; es war deutlich genug, dass er die beiden jungen Männer nicht gemeint hatte. Sein prächtig ausdruckstarkes, feinsinnige Verwüstungen unter einer dünnen Puderschicht verbergendes Antlitz drückte nichts anderes aus als die kaum herausgeforderte Geduld eines Grandseigneurs, den die Diener eines anderen Grandseigneurs belästigten. Eigentlich war es, wie es so stolz direkt über dem weißseidenen Foulardschal aufhörte, ein zu hübsches Gesicht für einen Bühnenschauspieler; als Muster männlicher Schönheit kam es erst während des unmerklichen und überheblichen Verbeugens zu seinem Recht, wenn die spottenden Augen, funkelnd wie Edelsteine, aber in ihrer nackten Menschlichkeit wehrlos und verführerisch, prüfend in den applaudierenden Saal schauten.

„Was ist denn los?“, fragte Veenstra die Polizisten umgänglich. Als auch diese Frage ignoriert wurde, sagte er:

„Wir dachten erst, Sie stecken in Schwierigkeiten, Meneer Haack.“

„Oh nein“, sagte der Schauspieler, „ich stecke nie in Schwierigkeiten.“

„Was wollen die dann?“

„Das ist mir nicht ganz klar. Das Haus räumen vielleicht“, sagte der Schauspieler wie eine fröstelnde Frau, die die Schultern hochzieht und mit beringter Hand den Foulard enger um sich legt.

„Brennt es irgendwo?“, fragte Veenstra, und Schokking, übermütig vom Bier, sagte zu den regungslosen Polizisten: „Seid ihr stumm, oder was?“ und: „Ich darf doch sicher noch in mein eigenes Haus? Ihr könnt mir viel erzählen!“ – hingeworfene Bemerkungen ohne viel Gewicht, die auf den Verlauf der Zeit genauso wenig Einfluss zu haben schienen wie das heisere Hüsteln des Schauspielers oder die knirschenden Kieselsteine unter den Schuhen des Journalisten, der zurück vor das Haus trat, um festzustellen, ob es brannte. Ein paar Sekunden lang war es totenstill, und man hörte das Ruckeln eines großen Wagens, der zu weit entfernt stand, um ihn richtig erkennen zu können. Drinnen, auf der Treppe, näherten sich Schritte, drei oder vier Menschen, vielleicht mehr, auch wenn dieses Gepolter nicht mit dem Klang von Stimmen einherging. Während einer der Polizisten die Hand ausstreckte, um die Tür zu öffnen oder Unbefugte zurückzuhalten, traten Schokking und der Schauspieler wie miteinander verabredet einen kleinen Schritt zurück und standen eine Weile reglos wie die Polizisten da, den Kopf lauschend erhoben. Auch das dauerte nicht sehr lang und spielte sich geradezu außerhalb der Zeit ab, wie auch die Bewegung von Veenstra, der alle Etagen abgesucht hatte und nun mit einer ergebenen Grimasse seine Schuhe betrachtete, die Hände tief in den Taschen, als wollte er nach einem schiefen und betretenen Kopfheben in eine seiner Glanznummern als Conférencier ausbrechen, seine berühmte, lakonisch-einfältige, von Backfischen nicht selten als zu schwierig beurteilte Einleitung des Abends mit anschließendem „Meine Damen und Herren, verehrte ... hm ... Damen und Herren, es ist nichts, ich meine: Es ist nichts, worüber Sie sich echauffieren müssten, Sie sind natürlich alle willkommen, Sie müssen nicht sofort wieder gehen, also ich meine: Es ist alles OK, es war ein Tag wie jeder andere, ein ganz gewöhnlicher schöner Scheißtag, und meine Zeitung und alle anderen Zeitungen kamen rechtzeitig aus der Druckerpresse, proppenvoll, und es hat sich eigentlich nichts in der Welt getan, auch nicht politisch, meine Damen und Herren, es sind noch immer dieselben Dreckskerle, meine Damen und Herren, wie eh und je. Wir haben nicht einmal viel mehr Durst als gestern ... was wollte ich gerade sagen ... wenn Sie es wissen, nur

raus damit ... ach ja, ich wollte nur sagen, meine Damen und Herren, nur sagen, dass es wirklich nichts ist, worüber Sie sich echauffieren müssten ...“

Mit einem Klicken sprang die Tür auf. Heraus traten der alte Pfarrer van der Woght, gestützt von Mevrouw Schokking, die Tjalko einen schelmischen Blick zuwarf, als hätte sie ihn längst durch die geschlossene Tür gesehen; danach ein Polizist, der sich ab und an nach der Familie Kwets umsah: Vater, Mutter und Sohn Wim; die Lehrerin Martha Scheiberlich und die verbeamtete Hüterin des Lesesaals Aagje Slangenburg, dicht aneinander gedrängt, Taschen in der Hand und von einem vierten Polizisten von oben bewacht. Die Schlusslichter bildeten der Zahnarzt van Schaerbeek und der Chef des Schuhgeschäfts Meyer, der den Abend wegen der Vorbereitungen für den Sommerschlussverkauf bei den Kwets verbracht hatte. Außer der Haushälterin von Pfarrer van der Woght, die auf Verwandtenbesuch war, drängelten sich alle Bewohner des Appartementhauses am Eingang, viele weiße Farbtöne zeichneten sich ab: das feine weiße Haar von Mevrouw Schokking, das grauweiße Haar von Aagje Slangenburg, die Unterwäsche von Pfarrer van der Woght, dem man nicht die Zeit gegeben hatte, sich anständig anzuziehen, und die bleichen Gesichter der meisten anderen. Der dicke Meyer war feuerrot, weil Kwets großzügig Cognac eingeschickt und ihn viel hatte reden lassen. Neben dem Pfarrer war Wim Kwets der einzige, der aus dem Bett hatte geholt werden müssen, und das war ihm auch anzusehen; die Nachtluft ließ ihn husten, und er schaute sich mit großen, feuchtschwarzen Augen neugierig um.

Schon wollte einer der Polizisten ihnen zum Wagen vorangehen, als über dem Stimmengewirr aus erstaunten Fragen und Meyers Scherzen laut Mevrouw Kwets' brabantischer Dialekt ertönte. Sie verstand nicht, warum man zu dem Wagen oder in den Wagen musste; sie meinte anscheinend, dass mit der Wasserleitung etwas nicht in Ordnung wäre; sie sprach jedenfalls von Wasser und von einem Wasserschaden, da wo Veenstra an Feuer gedacht hatte. Wim war gerade aus dem Sanatorium zurück; sie forderte von den Polizisten, nach oben gehen zu dürfen, um ihm eine warme Jacke zu holen; er sei unzureichend gekleidet. Aber der letzte Polizist hatte bereits die Tür geschlossen und antwortete nicht.

„Warum hast du nicht an seine Jacke gedacht?“, fragte sie ihren Mann, der bockig die Schultern hochzog. Einige drehten sich neugierig zu ihr um: Man wusste nicht, ob diese für sie ungewohnte mütterliche Fürsorglichkeit tatsächlich ihrem Gefühl entsprang, oder aber aus dem Wunsch heraus, sich besser darzustellen, als sie war.

Zu zweit und zu dritt gingen sie nun im Geleit der Polizisten zum Wagen, und während diese noch immer die Antwort auf jede Frage schuldig blieben und sich mechanisch aufs Eskortieren beschränkten, zog der Schauspieler mit einem flinken Lupf seinen Mantel aus und warf ihn Mevrouw Kwets über den Arm. Ohne sich zu bedanken, blickte sie ihn an; erst am Wagen drang die Bestimmung des Kleidungsstücks zu ihr durch, aber da war Wim schon eingestiegen, als erster. Die übrigen schienen nicht die Absicht zu haben, seinem Beispiel zu folgen. Mit den Händen in den Taschen kam Veenstra pfeifend angeschlendert; er war zurückgeblieben, um noch einmal nach oben zu schauen, zum verdunkelten Haus – verdunkelt bis auf die Etage von Martha Scheiberlich und Aagje Slangenburg, die den Haushalt schlampig führten und das Licht oft die ganze Nacht brennen ließen. Auch andere blickten wie zum Abschied nach oben. Hinter dem Steuer saß bereits ein Polizist; es war ein sehr großer Wagen, nahezu ein Reisebus, bei dem die Sitzreihen hinten etwas anstiegen.

Doch niemand wollte einsteigen. Besonders Tjalko Schokking war sehr grimmig, mehr noch seiner Mutter, die ihm viel zu ruhig und zu fröhlich vorkam, als den Polizisten gegenüber.

„Nimm es mir nicht übel, Ma, aber ich denke nicht daran, da einzusteigen! Erst sollen sie den Mund aufmachen!“

Lachend schüttelte sie den Kopf und zwinkerte dem Schauspieler zu, der, wie sich herausstellte, unter seinem teuren Mantel in ziemlich schäbigen Kleidern steckte, wie elegant auch immer getragen: sein Arbeitsanzug, oder besser: der Anzug, den er anzog, wenn er gearbeitet hatte.

„Da ist natürlich irgendetwas im Gange“, rief Meyer, „und wir sollen das bezeugen. Das ist ganz normal. Das muss geheim bleiben. Das ist verständlich.“

„Deshalb brauchen sie verdammt noch mal nicht die Stummen zu spielen“, so eröffnete Tjalko eifrig einen neuen Disput. „Die können mir viel erzählen! Es hat etwas von einer Entführung.“

„Aber nein“, sagte Aagje Slangenburg über die Schulter. Sie sprach leise und kultiviert, mit einer heiseren, sich überschlagenden Stimme, als wäre sie im Stimmbruch. Obwohl noch jung an Jahren – jünger noch als Veenstra und Schokking –, war sie bereits vollkommen grau, einschließlich der Augenbrauen. Sie machte den Eindruck einer in einer feuchten Wiese gefundenen Elfe: geheimnisvoller Augenaufschlag, die Nase spitz und

gebogen, und kaum ein Kinn, als wäre die Unterhälfte ihres Gesichts von einer süßlichen Fäule weggefressen. Ihr einnehmendes Lächeln hob sie sich für die seltensten Gelegenheiten auf.

„Es erinnert wirklich an Kidnapping“, pflichtete Meyer bei, wobei er das A von Kidnapping nicht britisch aussprach, „was meinen Sie, Meneer Kwets?“

„Sie sollten sich erst einmal legitimieren, es könnte auch ein Scherz sein. Vielleicht sind es Studenten.“

„Genau“, sagte Meyer mit Überzeugung, „Studenten.“

Van Schaerbeek legte beruhigend die Hand auf Aagjes Arm und trat dann nach vorn:

„Ich schlage vor, es nicht allzu ernst zu nehmen. Wir können einsteigen, wir können es auch lassen; aber dann stehen wir hier in der Kälte, und äh ... der Pfarrer ist auch nicht mehr der Jüngste.“

„Oh, vielen Dank, Meneer van Schaerbeek“, sagte Pfarrer van der Woght, ein einsatzbereites Lachen auf seinem offenen und dogmatischen und bäuerlichen Presbytergesicht. „Auf mich kommt es nicht an.“

„Doch, doch, Pfarrer“, sagte van Schaerbeek.

„Die Schäfchen müssen für den Hirten sorgen“, sagte Mevrouw Schokking, selbst nicht kirchlich, versöhnlich zu dem Pfarrer, und zu van Schaerbeek etwas bissiger: „Steigen Sie nun ein oder nicht? Ich finde, wir reden zu viel.“

„Wir könnten einen Spaziergang machen, bis wir wieder hinein dürfen“, schlug Meyer vor, „ich meine ins Haus. Ich muss nach Hause und zwar schnell, verdammt.“

Van Schaerbeek machte eine unschlüssige Geste. – „Ich schließe mich der Mehrheit an. Wenn ich nur morgen früh um acht zurück bin. Um zehn Uhr muss ich meine Frau im Krankenhaus besuchen, das habe ich ihr versprochen. Es ist natürlich nicht meine Absicht, äh ...“

„Was halten Sie davon, Meneer Haack?“, fragte Mevrouw Schokking freundlich.

„Ich weiß es nicht“, sagte der Schauspieler fahrig. Er schien zuzuhören und runzelte die Stirn.

„Verdammt!“, brüllte Schokking plötzlich, „seid ihr jetzt alle total verrückt geworden? Na los, sagt mal was!“

„Bleib doch ruhig, Tjalko, du Hitzkopf!“, rief seine Mutter unter lautem Lachen.

„Reden oder nicht!“ – Mit der Faust unter dem Kinnriemen eines der Polizisten forderte er die Obrigkeit heraus. Mit tadelndem Blick wich der Mann zurück, drehte sich weg und lief um den Wagen herum. Die anderen beiden blieben stehen. In verlegener Conférencierhaltung kam Veenstra näher.

„Das wird mir hier zu dumm“, sprach er schnell und tonlos, bald zu den Polizisten, bald nur so allgemein, „da ist nichts, worüber wir uns echauffieren müssten, es sind immer noch dieselben Schurken, aber da ist nichts, worüber wir uns echauffieren müssten. Könnt ihr sagen, wozu das alles, einen schriftlichen Befehl, eine Marke, einen gekritzeltten Zettel? Nein, das könnt ihr nicht, aber die *Zeitung* kam pünktlich und proppenvoll, und *ich* schreibe heute Nacht einen Artikel und morgen steht *ihr* drin ...“

„Sagenhaft“, rief Aagje Slangenborg bewundernd.

Schokking machte ein angewidertes Gesicht. – „Du bist betrunken.“

„Alle vier kommen sie rein, alle vier Gesichter ... eigenartig, oder ... verdammt eigenartig ...“ – Er schwieg, schwankte kurz, wie unter dem Gewicht des einen oder anderen Applauses, und führte die Hand an den Kragen. Meyer lief nun hin und her, ab und zu schaute er sich zu Kwets um, als wollte er ihn zu einem geschäftlichen Gespräch in der Nachtluft einladen.

„Können wir nicht wieder ins Haus?“, fragte Schaerbeek einen der Polizisten höflich, „ich bin Zahnarzt und muss den ganzen Tag schon stehen ...“

„Auf die Plätze, fertig, los“, sagte Mevrouw Schokking und machte Anstalten, in den Bus zu steigen, wobei sie sich aufmunternd umsah, ihre hochgeschwungenen, zur Nasenwurzel stark abfallenden Augenbrauen noch höher gezogen, die Augen sprühten vor Unternehmungslust. Mit dem Fuß auf dem Trittbrett blieb sie stehen. Weit weg, doch deutlich in der Nacht vernehmbar, brach über der Stadt eine Trompetenfanfare los. Aufsteigende Leuchtkugeln und Raketen aus Tönen, die einander suchten und entkamen und den Raum in sich zu tragen schienen, nicht nur den des Himmels, in dem sie verloren gingen, sondern auch den der steinernen Kasernenhöfe, wo sie anfangs erklingen sein mussten. Unwillkürlich

schaute man auf, um zu sehen, in welchem kapriziösen Lichtbögen diese Töne sichtbar werden würden, diese silbernen Töne, die von den Kasernenhöfen aus Marmor und Türkis aufstiegen, denn zusammen hatten diese sprossenhaften Trompetenmelodien die Qualität einer Barockkantate, in der sich das Martialische den Pausbacken livrierter Posaunenengel im Dienste für Kurfürsten unterordnete. Die Musik entflammte in einem sanften, silbernen Zorn; Kaskaden hoch hinauf, aus Trompeten und Trompeten. Dieses Klangfeuerwerk kam von überall her und wollte nicht verhallen, auch wenn es rasch über seinen Höhepunkt hinweg war. Die Einsamkeit in dieser breiten Straße, in der sonst um Mitternacht noch Menschen spazierten, wurde durch die Entfernungen, die der rüttelnde Wagen in seinen Flanken trug, umso spürbarer und unermesslicher. Sie lauschten einträchtig; das Signal war gegeben; es war Nacht, und sie mussten einsteigen, und weit wegfahren, zu einem unbekanntem, abenteuerlichen Ziel.